

KOMMUNIKAZIE

Zeitschrift für facts & fiction

WWW.KOMMUNIKAZE.DE

ABGABE KOSTENLOS

ERSTES QUARTAL 2010

AUSGABE 35

Männer

Mindestens das zweitbeste menschliche Geschlecht

WANNISTEN A NEIN MANN
WANNISTEN A NEIN MANN
WANNISTEN A NEIN MANN
WANNISTEN A NEIN MANN

Die erste Studentenkneipe Osnabrücks

unikeller

Mehr Infos unter: www.unikeller.de

06.03. TomTomClub

Tanzbar bis zum Schluss

13.03. Keller-Zirkus feat.

EvilMrSod - live

20.03. outta Babylon

27.03. Trust in Bass

vs Elektronische Version

jeden Mittwoch: FASSNACHT

jedes Fassbier 0,4 l für 2 EUR

diesen Monat an Hahn Zwo:

Köstritzer

09.03. DYP-Kickerturnier

jeden Dienstag:

KICKERN FÜR LAU



TIEFENRAUSCH

BAR CAFÉ LOUNGE

Redlingerstrasse 7

Ab 18:00

wechselnde

Getränkeangebote

Täglich ab 21:00

Dj's am Plattenteller

Mo. - Do. 11:00 - 2:00

Fr. + Sa. 11:00 - 3:00

So. 16:00 - 1:00

INHALT

Ausgabe 35 / Erstes Quartal 2010 / „Männer“

5: INTRO

von Olker Maria Varnke

6: MÄNNER NEHMEN IN DEN ARM...

von Tobias Nehren

9: MÄNNER STEHEN STÄNDIG UNTER STROM

von Jörg Ehrnsberger

12: MÄNNER BAGGERN WIE BLÖDE

von Stefan Berendes

14: MÄNNER BESTECHEN DURCH IHR GELD UND IHRE LÄSSIGKEIT...

von Olker Maria Varnke

17: MÄNNER SIND EINSAME STREITER,...

von Penelope Proust

18: ...MÜSSEN DURCH JEDE WAND, MÜSSEN IMMER WEITER

von Kalle Kalbhenn & Sebastian Bracke

19: MÄNNER FÜHREN KRIEGE. MÄNNER SIND SCHON ALS BABY BLAU.

von Urs Ruben Kersten

22: MÄNNER KRIEGEN DÜNNES HAAR

von Stefan Berendes

24: MÄNNER SIND AUCH MENSCHEN...

von Jennifer Neufend

26: LOST & BROKEN, FOLGE 19

von Steffen Elbing

28: LIEBE

von Tobias Nehren

30: NR. 3 | AUGUST 2008

von Lorenz Just

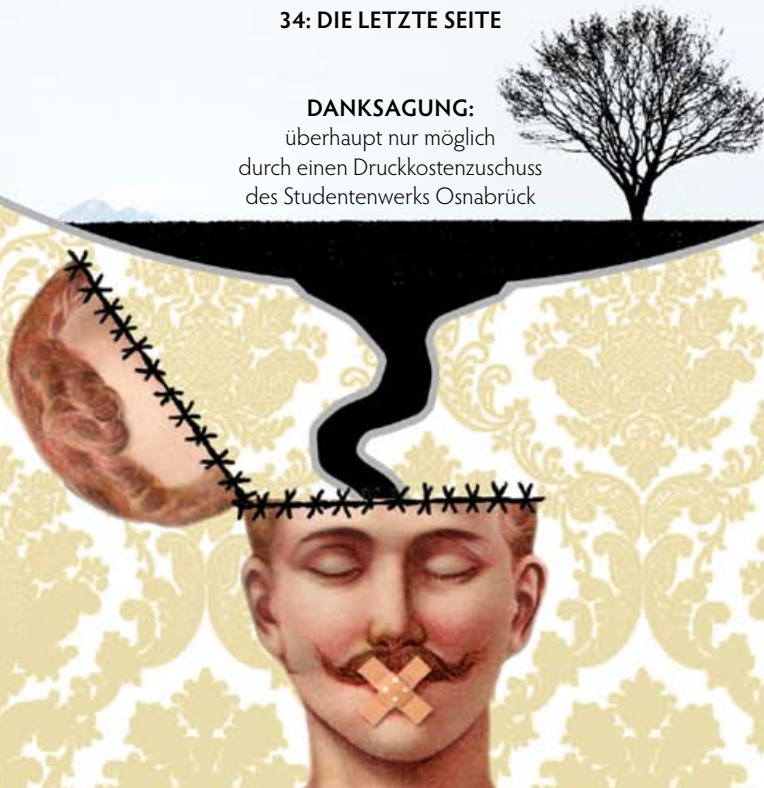
32: TAGESTOUR

von Stefan Berendes

34: DIE LETZTE SEITE

DANKSAGUNG:

überhaupt nur möglich
durch einen Druckkostenzuschuss
des Studentenwerks Osnabrück



MÄNNER GEBEN GEBORGENHEIT
MÄNNER WEINEN HEIMLICH
MÄNNER BRAUCHEN VIEL ZÄRTLICHKEIT
MÄNNER SIND SO VERLETZLICH
MÄNNER SIND AUF DIESER WELT
EINFACH UNERSETZLICH

MÄNNER KAUFEN FRAUEN
MÄNNER STEHEN STÄNDIG UNTER STROM
MÄNNER BAGGERN WIE BLÖDE
MÄNNER LÜGEN AM TELEFON
MÄNNER SIND ALLZEIT BEREIT
MÄNNER BESTECHEN DURCH IHR GELD
UND IHRE LASSIGKEIT

MÄNNER HABEN MUSKELN
MÄNNER SIND FURCHTBAR STARK
MÄNNER KÖNNEN ALLES
MÄNNER KRIEGEN NEH
HERZINFAKT
MÄNNER SIND EINSAME STREITER
MÜSSEN DURCH JEDE WAND
MÜSSEN IMMER WEITER

MÄNNER FÜHREN KRIEGE
MÄNNER SIND SCHON ALS BABY BLAU
MÄNNER RAUCHEN PFEIFE
MÄNNER SIND FURCHTBAR SCHLAU
MÄNNER BAUEN RAKETEN
MÄNNER MACHEN ALLES GANZ
GENAU

Männer

Mindestens das zweitbeste menschliche Geschlecht

WANN IST EIN MANN EIN MANN?
WANN IST EIN MANN EIN MANN?
WANN IST EIN MANN EIN MANN?
WANN IST EIN MANN EIN MANN?
WANN IST EIN MANN EIN MANN?
WANN IST EIN MANN EIN MANN?

Intro

von Olker Maria Varnke

Kommste inne Stadt, was macht Dich da satt? Ne Currywurst!" – Denkste Herbert, denkste! Im Bochum der 80er Jahre vielleicht. Es ist Sonntag, ich hätte sehr, sehr gerne eine Currywurst im Bauch – etwas Leichtes für zwischendurch. Der Weg führt mich in die Osnabrücker Innenstadt – im Grunde eine Toplage für den Currywurstabsatz. Aber es ist die Härte: Weder die Bauchladenwurstverkäufer in der Großen Straße, noch die Grillstation am Neumarkt oder aber der Schlaraffenland-Imbiss, geschweige denn die Stadtwurst haben geöffnet. Was soll das? Wer hingegen bietet seine Waren auch sonntags feil? Die Mitarbeiter aller fünf Dönerläden im Umkreis von 500 Metern.

So krass wie heute fiel es mir bisher nicht auf, aber deutlicher geht's wohl nicht: Land unter im Currywurstland. Der Döner ist die Currywurst

des 21. Jahrhunderts! Brauche ich denn ein Stück vom Himmel, um eine Currywurst zu bekommen, Herbert? Bist Du überhaupt in der Lage, mir Antwort auf diese Frage zu geben? Bist Du nicht völlig antiquiert? Sind Deine Texte nicht ein unüberwindlicher Anachronismus?

Oder bleibt alles anders? „Kommste inne Stadt, was macht Dich da satt? N Dö-öner!" müsste es heute heißen, lieber Herbert, Mensch, Mann! Halt mich, Herbert! Was ist aus Deinen in Stein gemeißelten Wahrheiten geworden? Nur ein Komet – inzwischen verglüht? Und wenn der Döner die Currywurst der Postmoderne ist, ist dann womöglich die Frau der Mann des 21. Jahrhunderts (siehe beispielsweise der Bundeskanzler)?

Erleben Sie, lieber Leser, in der 35. Kommunikaze eine Expedition auf den Textgleisen von Herbert Grönemeyer zum Kern aktueller Mannhaftigkeit und erkennen Sie, warum der Mann mindestens das zweitbeste menschliche Geschlecht ist.

Die auf unterschiedlichste Weise mit dem Thema erfahrenen RedakteurInnen halten für Sie Glück und Chaos bereit, wünschen Ihnen allzeit eine Currywurst in der Hand, Flugzeuge im Bauch und sagen: „Es ist endlich Zeit, dass sich was dreht!"

MIT BEITRÄGEN VON:

Olker Maria Varnke, Tobias Nehren, Jörg Ehrnsberger, Stefan Berendes, Penelope Proust, Kalle Kalbhenn, Sebastian Bracke, Urs Ruben Kersten & Jennifer Neufend

ILLUSTRATIONEN VON:

Mia Hague, Christian Reinken, Steffen Elbing & Stefan Berendes

Männer nehmen in den Arm...

von Tobias Nehren | Illustration: Mia Hague

**Männer nehmen in den Arm/
Männer geben Geborgenheit/
Männer weinen heimlich/
Männer brauchen viel Zärtlichkeit/**

Als ich, so wie jetzt, einmal ein junger Noch-nicht-Vater war, versuchte ich herauszufinden, ob das wohl etwas für mich wäre. So Vater sein und meinen Kindern zärtlich und mit Kübeln voller Verständnis augenzwinkernd über den Kopf zu streichen und Schulbrote zu schmieren und solche Dinge. Da machte ich mich zu einer dieser Männerkrabbelgruppen auf, die sich jetzt in ehemaligen Schreibwarenläden zahlreicher deutscher Metropolen breit machen.

Als ich eintrat, wurde ich von einem jungen Mann sehr freundlich begrüßt. Günter sah keineswegs so aus, als habe er das Bedürfnis, ständig Menschen zu umarmen oder darüber zu sprechen, dass er es himmelschreiend bedauerlich finde, dass er selbst keine Kinder gebären könne. Vielmehr wirkte Günter wie einer jener Artgenossen, mit denen man durchaus einen Abend in einem Wirtshaus verbringen könnte, an dessen Ende nicht Visitenkarten, sondern vielmehr Asche und Brotkrümel, Rotweinflecken und Soßenreste das Tisch Tuch zierten und davon zeugten, dass gesellig gelacht, gegessen und geraucht worden war. Aber dass Eindrücke und zudem erste täuschen können, das sollte ich an diesem Samstagnachmittag noch bitter zu spüren bekommen.

Günter führte mich durch die drei Zimmer der ehemaligen Papeterie und zeigte mir die Teeküche, den Krabbel- und den Spielraum. Wobei ich mich innerlich bereits beim Wort Teeküche aufbäumte, weil das Vorwort „Tee“ mich, als Liebhaber der schwarzen Bohne, bereits diskriminierte, und auch grundsätzlich habe ich etwas gegen nutzungseinschränkende Gegenstandsbezeichnungen. Nie würde ich mir einen Spaghetti-Topf in die Küche stellen, einen Zigarrenanzünder kaufen oder mir ein Zwiebelmesser andrehen lassen. Ich möchte Töpfe, in denen ich kochen kann, was ich will, Feuerspeiende Gerätschaften, mit denen ich anzünden kann, was mir gerade einfällt und Messer, mit denen ich schneiden, schlitzten und ritzen kann, was und wen ich will. Die Teeküche erntete demnach mein Misstrauen, und Günter begann in meiner Gunst zu sinken.

Als wir uns in den Spiel- und Toberaum (!) begaben, wurde ich sogleich in aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, dass man hier nur „Puschen“ trage, denn der „Dreck hat hier keinen Zutritt. Nein Nein“. Das Misstrauensbarometer stieg.

Paul-Karsten, Svea-Leonie, Tim-Peter und Lucas-Friedrich spielten in roten Strumpfhosen auf dem Polyesterteppich, auf den Straßen und Häuser gedruckt waren, und Heinz, Michael und Rainer tranken, an einem Kindertisch sitzend, grünen Tee. Zwischendurch wurden stets kurze „Spielanweisungen“ auf den Teppich geworfen, die in etwa so klangen: „Lucas-Friedrich, nicht so doll, dann geht das entzwei!“ Wobei mir erklärt wurde, dass es total wichtig sei, die Kinder mit vollem Namen anzusprechen, weil sie sich später selbst entscheiden sollten, welcher der Namen ihrer Persönlichkeit am meisten entspreche. Nach der Vokabel „entzwei“ wollte ich dann gar nicht mehr fragen. Ich fragte mich, ob die Kombination Polyester-Strumpfhose und Kunstfaserteppich nicht lebensgefährliche elektrische Ladungen erzeugt. Da aber den Kindern die Haare noch nicht komplett zu Berge standen, schob ich meinen Verdacht beiseite.

Wohl fühlte ich mich nicht. Bisher waren Samstagnachmittage eher selten durch Teetinken und nach Kindern schauen geprägt. Dass man auf die Kleinen acht geben musste wie ein Luchs, weil Paul-Karsten und Svea-Leonie dazu neigten, sich Bauklötze an ihre kleinen weichen Köpfchen zu werfen, bezeugte nicht zuletzt die Beule an Tims Schädel. Vielmehr war ich daran gewöhnt, meinen Freunden dabei zuzusehen, wie sie sich schlagkräftige Argumente über Dosenbier an den Kopf warfen oder über den Sinn und Unsinn von Hanteltraining debattierten.

Meine Gedankengänge wurden durch Günters Frage jäh unterbrochen, wie alt denn mein Kleiner oder meine Kleine sei, wobei er überdeutlich betonte, dass er hier kein Geschlecht ausschließen wolle. Da hatte er mich an meinem wunden Punkt erwischt, hatte ich doch gar keinen Nachwuchs. Ich wollte doch nur ein bisschen rumspionieren. Günter wirkte etwas verwirrt und fragte, ob meine Lebensgefährtin denn schon schwanger sei, oder ob wir bald Kinder bekommen wollten. Ich ließ mich weiter darauf ein - auch wenn ich Günters intime Fragen ein wenig intim fand - und antwortete, dass ich derzeit keine Freundin habe, aber man könne ja nie wissen, und es sei gut, sich über alles eine Meinung gebildet zu haben.

Günters Verwirrung nahm nicht ab, und sein Blick war in etwa von der Missachtung geprägt, als hätte ich in seiner Teeküche gerade eine Kanne Filterkaffee auf den Boden ausgeschüttet, danach sein Zwiebelmesserchen zum Nutellaschmieren missbraucht und dann den Spaghettitopf als Salatschüssel verwendet und dabei „dreckige Straßenschuhe“ getragen.

Die Situation lockerte sich in eine Richtung, die ich nicht gut heißen wollte, indem er neben Günter sitzende Michael sich an meine Seite stellte und sagte, dass er finde, dass sich alle Männer, Vater hin oder her, so bewusst mit ihrer Rolle als Mann in der Welt und speziell mit Fortpflanzung auseinan-



THE PROPOSED PANAMA CANAL - COUNT FERDINAND DE LESSEPS AND HIS FAMILY

dersetzen sollten. Dabei nahm er mich liebevoll in den Arm. Ich fand das erst befremdlich, dann ...zu nah. Nach einigen Sekunden beschloss ich, dass ich es nicht mochte. Erst recht, da der Begriff „Fortpflanzung“ mich etwas irritierte und ich unweigerlich an Versuche zur Reproduktion der Herrenrasse in Zuchtstationen denken musste.

Michael und Heinz boten mir sogleich an, heute Nachmittag beim „Krabbelkaffee reinzuschauen“, da hätte sicher niemand etwas dagegen. Meine scherzhafte Frage, wo denn der Kaffee hergestellt würde, da es ja nur eine Teeküche gebe, wurde mit keinem Lächeln erwidert. Vielmehr erntete ich jetzt den Spaghettitopfblick von den anderen beiden Herren.

Ich ging also kurz was essen und nach 60 Minuten kehrte ich, warum auch immer, in den Hort der neuen Männlichkeit zurück. Dort warteten dann nicht teetrinkende, sondern krabbelnde Männer auf mich. Günter und eine ganze Reihe weiterer junger Väter trugen rote Strumpfhosen, die ich bis zu dem Zeitpunkt getragen hatte, als mein modisches Bewusstsein über das einer Amöbe hinausgewachsen war. „Hallooooo! Du, schön dass Du da bist. Na?“, sagte Günter, der zudem noch dicke Schweißperlen auf der Stirn trug. „Boa, wir haben gerade voll getobt!!! Komm, jetzt spielen wir gerade Auto“, sagte Michael und winkte mich, hektische Bewegungen machend, zu sich auf den Autoteppich. Ich war so verwirrt, dass ich seinen wirbelnden Armen folgte. Vermutlich der gleiche Reflex, der einen Horrorfilme weiterschauen lässt, auch wenn man weiß, dass man danach schlecht schläft. Etwas unbeholfen begab ich mich auf den Boden und wurde sogleich durch Michael und seinen Sohn Tim-Peter dazu befördert, den Siku-LKW fahren zu dürfen, der durch Paul-Karsten und seinen Bagger ständig beladen werden sollte. Dabei sprach Michael in etwa so, als habe er einen großen Schluck aus der Spuckeflasche genommen, was sicher daher rührte, dass Speichelproduktion durch das lautstarke Simulieren von Autogeräuschen nicht zwingend behindert wird. Als Günter mich aufforderte, mir mit den Radladergeräuschen mehr Mühe zu geben, „sonst sei das nicht echt“, wurde mir endgültig unwohl. Aber der Strudel der Spielwut und der Wunsch, sich wie ein wirklicher „neuer Mann“ zu fühlen, führten dazu, dass ich mitmachte.

Nach vermutlich fünf Minuten wurde mir langweilig und ich begann zu tun, was ich auch schon mit fünf getan hätte. Ich fing an, den kleinen Paul-Karsten zu ärgern, indem ich meinen Radlader nicht an der von ihm vorgeschriebene Stelle abblud. Das machte großen Spaß. Zuerst wurde nur Pauls-Karstens Kopf vor Wut herrlich rot und dann auch die Rübe von Pauls-Karstens Papa. Der begann gleich zu schimpfen „Ey-y was soll da-as, da soll der Mörtel nicht hin. Du spielst nicht richtig!“ Wobei der bereits angeregte Speichelfluss dazu führte, dass kleine Spuckefäden auf den Autoteppich tropften. Mein Wunsch, die neuen Väter zu verstehen, neigte sich nun bestimmt dem Ende entgegen und kippte endgültig als Fol-

gendes geschah: Ich warf einen zufälligen Blick nach rechts. Dort kniete Michael - ich betone, dass dieser geschätzt 35 Jahre alt war - und schob langsam aber sicher seine Unterlippe weit hervor, wobei er die Augen fest zukniff. Einige Sekunden später wurde diese Grimasse von Geräuschen begleitet, die zunächst wie ein schlichtes Jaulen klangen, sich dann aber zu einem sirenenhaften Kreischquäken steigerten und in ein „Svea-Leonie hat mir wehgetan“ mündeten. Svea-Leonie hatte ihm die Holzisenbahn gegen den Kopf gedonnert und fand das, mit ihren geschätzten vier Jahren, zunächst ganz unterhaltsam, blickte dann aber zunehmend schockiert, weil sich der Michael nicht so schnell beruhigte, wie das für große Jungs üblich war. Tatsächlich bekam sich nicht nur Michael nicht mehr ein, sondern auch Günter und Rainer begannen zu quäken. Vielleicht weil jetzt einfach Quäkzeit war. Ich konnte das nicht einordnen und begann nach einem Ausweg zu suchen, doch ehe ich aufstehen und verschwinden konnte, hatte ich schon Michaels Kopf an meiner Schulter, der wieder etwas rief, das auf sein „Kopf-Aua“ hinweisen sollte. Ich steckte in der Falle, vom kindlichen Wahnsinn umzingelt, der von keinem ausgewachsenen Regulativ begrenzt wurde. Dann begann die Schlacht. Denn bei Michael machte nun der Schmerz blinder Wut Platz, und so begann er, die metallenen Spielzeugautos nach Svea-Leonie zu werfen. Ich fand das etwas unangemessen, denn er berechnete in keiner Weise die unterschiedlichen Kräfteressourcen ein, die Mädchen mit vier Jahren gegenüber erwachsenen Männern haben. Und so feuerte er die Fahrzeugattrappen mit voller Wucht durch den Raum. Er traf allerdings nicht Svea (aus dramaturgischen Gründen wird hier jetzt auf die beschissenen Doppelnamen verzichtet), die sich hinter dem immer noch quiekenden Rainer versteckt hatte, sondern eben Rainer und zwar mit dem Mercedes E-Klasse Modell direkt an der Stirn und mit einem Bullymodell am Hals. Darauf blieb ihm erst die Luft weg und er strampelte panisch mit den Beinen, wobei er mit den Strumpfhosen irgendwie stark nach dem Rumpelstielchen aus einem DDR-Märchenfilm aussah.

Rainer fing dann an zu schreien; laut, weniger kindlich aber dafür umso schmerzvoller. Ich fand, es war nun wirklich irgendwie Schluss und Zeit zu gehen, aber ich konnte die armen Kinder ja so nicht dort sitzen lassen. Als ich aber sah, dass der kleine Tim-Karsten sich über Rainer beugte und ihm in der Manier eines Bundesliga-Blutgrätschers den Spruch, „Hey, stell Dich nicht so an, letzte Woche habe ich den Bagger abbekommen“ mitgab, da ahnte ich, dass diese Kinder sich selbst würden retten können. Schnell zog ich meine Schuhe an und schloss die Tür von draußen, in der Hoffnung, dass alle Beteiligten den Tag überleben würden.

In der ärgsten Not ist sich eben jeder selbst der nächste, dachte ich, als ich um die Ecke bog. Ich bemerkte, dass sich wirklich so etwas wie Angstschweiß gebildet hatte und ich stellte fest, dass ich alles sein wollte, aber keiner dieser neuen Väter.

Männer stehen ständig unter Strom

von Jörg Ehrnsberger | Illustration: Christian Reinken

Der ICE von Hamburg-Dammtor nach Berlin-Südkreuz rollte durch die dunkle Landschaft, und nur ab und an erhellte ein Regionalbahnhof für einen flüchtigen Moment den Schnee vor den Fenstern.

15 Minuten Verspätung. Natürlich. Wieso sollte auch gerade dieser Zug pünktlich sein? Sie hatten die stromlinienförmige weiße Lok des ICE gegen so eine rote Diesel-Lok ausgetauscht, die zwar nicht gleich bei den ersten Minusgraden einfror, dafür aber deutlich langsamer war.

Die Gratis-Zeitungen in der ersten Klasse kamen alleamt von Springer oder der FAZ und machten den Zug auch nicht schneller. Wieso, ärgerte er sich, liegen eigentlich nur konservative Langweilerblätter in der ersten Klasse aus?

Er hatte sich extra an so einen Einzeltisch gesetzt, damit ihm niemand zu nahe kommen konnte. In den durch die Dunkelheit draußen spiegelnden Außenscheiben glitt sein Blick durch das Großraumabteil: die Holz-tische, die Vierer- und Zweiergruppen der Sitze, die mit Leder bezogen und mit Holz verschalt waren. Darin saßen, seine Mundwinkel verzogen sich süffisant in Richtung oben, tatsächlich konservative Langweiler, die sich anscheinend einfach damit abfanden, dass dieser Scheißzug jetzt schon 17 Minuten Verspätung hatte. Alles, was sie taten, war in den gratis Zeitungen zu blättern, von denen sie gleich drei oder vier vor sich liegen hatten. Kosteten ja nichts.

Verdammte Deutsche Bahn, fluchte er und hätte zu gern in die Holz verschalten Ledersitze geschlagen. Wird jedes Jahr teurer, wird jedes Jahr unpünktlicher, die Züge werden immer voller, und das Einzige, was die Bahn sich einfallen lässt, sind diese Drecksblätter in der ersten Klasse. Er wertete das als halbherzigen Bestechungsversuch. Oder gar Gehirnwäsche? Als Be-

weis dieser These wäre die ewig grenzdebile Ansage aus den Lautsprechern zu werten, der keine Verspätung zu blöd war, um sie auf Deutsch und dann auch noch DBenglisch, einer bisher unerforschten Kreol-Sprache aus Englisch und Eisenbahnsch, zu erläutern und dann auch noch für ein Verständnis zu danken, das er garantiert nicht hatte.

Alle saßen sie da und starrten auf ihren Laptops irgendwelche Firmenstatistiken an oder feilten an Verkaufskonzepten oder sahen irgendwelche Videos. Als wüssten sie nicht, wohin mit ihrer Zeit, als hätten sie mehr als genug davon und nun noch Mühe, sie totzuschlagen.

Dieser Umgang mit Zeit. Konnte man das nicht verbieten? Dass andere einfach so ihre Zeit verschwendeten? Hier im Zug. 17 Minuten, nein Moment, jetzt waren es schon 19, sagte die Stimme aus den Lautsprechern.

Sie alle stahlen ihm seine Zeit. An der Kasse im Supermarkt, wenn er nur kurz einkaufen wollte, begannen jedes Mal irgendwelche alten Leute nichtsnutzige Gespräche mit der Kassierererin, und er stand da und musste sich dieses Elend anhören. Er hasste sie. Besonders an die eine Situation konnte er sich noch gut erinnern. Er hatte es mal wieder besonders eilig, und die Kundin vor ihm bat ihn, ihr doch bitte die Zigaretten aus dem Automaten an der Kasse zu lassen. Er stünde gerade da. Mit verkniffenem Lächeln hatte er es gemacht und gedacht: Du verschwendest nicht nur meine Zeit an der Kasse, sondern mit jeder Zigarette auch noch einen Teil deiner eigenen Lebenszeit. Gern hätte er es ihr auch genau so gesagt, aber aus Erfahrung wusste er, dass der Einkauf dann noch länger dauern würde. Oder diese ganzen Webseiten, auf denen die Menschen ihre Zeit verträdelten. Facebook. Twitter. MySpace. Kein Informationsgehalt außer, wer wann wo wen gesehen hat oder getroffen hat oder wer gerade an der Kasse im Supermarkt in der Schlange stand. Grausam.

Oft wachte er morgens auf und fragte sich, welcher Wochentag war. Seine Tage glichen sich in ihrer Hektik, und ob er mal einen Tag frei hatte, ließ sich nicht am Wochentag festmachen, sondern an den Eintragungen in seiner Agenda. Termine, die er zwar selbst festsetzen konnte, aber die deshalb auch nicht weniger wurden.

Gegen das Geschnatter der Mitreisenden half nur noch der iPod im Ohr, der ihn mit ausreichend lauter Musik versorgte, sodass er zumindest nicht die Gespräche der anderen oder die Ansagen des Schaffners hören musste. Die Gespräche bestanden aus Unsinn, die Ansagen konnte er sich denken: 20 Minuten Verspätung, 25 Minuten Verspätung, 30 Minuten Verspätung und wir danken für ihr Verständnis.

Danke.
Bitte.
Fahr.
Zur.
Hölle.

Oder das Gespräch des Geschäftsmannes hinter ihm. Ja, Termin machen. Müssen mal gucken, Kriegen wir bestimmt hin. Mit ein bisschen gutem Willen, dürfte das ja wohl kein Problem sein und so weiter. Und so weiter. Und so weiter.

Wieder eine Ansage des Schaffners, die er, dem iPod sei Dank, durch Rachmaninoffs 3. Klavierkonzert nicht hören musste. 35 Minuten. 40 Minuten. Er wollte es gar nicht wissen. Es war ihm auch egal. Er hatte keinen Termin mehr, musste auch nicht umsteigen, er wollte nur noch weg von diesem Elend. Die anderen Passagiere lächelten stoisch vor sich hin, wahrscheinlich hatte der Schaffner einen so guten Spruch gebracht wie: „Wir sitzen ja alle in einem Boot.“ Hatte er auch schon mal gehört, stimmte deshalb aber trotzdem noch nicht. Sie saßen alle in einem Zug. Und der Zug war wieder mal zu spät.

Mit geschlossenen Augen überstand er den Rest der Fahrt, da kam gerade Spandau vorbei. Einige sagten, das wäre schon Berlin, andere verneinten das vehement. Ihm war das scheißegal. Für ihn war Spandau nur das Zeichen aufzustehen und sich zum Ausstieg zu begeben. Er packte seine Tasche und beeilte sich, dass er der erste war, der an der Tür stand, dann konnte er umso schneller den Bahnhof in Berlin verlassen. Beton und Glas über fünf Etagen, aber zugig wie Hechtsuppe. Dass sich im Bahnhof auch mal Menschen eine Zeitlang aufhalten müssen, besonders dann, wenn der Zug mal wieder zu spät war, darüber hatte der Architekt wohl nicht nachgedacht.

Der Betonschlund des Hauptbahnhofs verschluckte den Zug, und er hatte es mal wieder geschafft, als erster an der Tür zu stehen. Immerhin dieses kleine Glück war ihm beschieden. Wie gut, dass er der erste war und nicht in der Nähe der Kleinfamilie etwas hin-

ter ihm stand, deren kleine Kinder in Markenkleidung gehüllt als Aushängeschild der kleinen Idylle fungieren mussten. Oder in der Nähe des alten Mannes, der einfach so vor sich hin lächelte. Bestimmt dachte er an alte Zeiten zurück. Hier gab es doch im Moment nichts zu lächeln.

Blick nach vorn, gleich war er raus. Er würde mit dem vernichtenden Blick auf die Uhr warten, um festzustellen, wie viel Zeit man ihm wieder gestohlen hatte, bis er den Fuß auf den Bahnsteig gesetzt hatte. Dann wäre es nur noch der Ärger über etwas Vergangenes, das er zwar nicht mehr beeinflussen, dann aber einfach hinter sich lassen konnte. Das würde zumindest einen Rest Kontrolle über die Situation, so misslich sie auch war, gewährleisten.

Er drückte auf den grünen Knopf, und zischend öffnete sich die Tür.

„Erst aussteigen lassen“, war er bereit, einem etwaigen Einsteigenden entgegenzuschleudern, der es nicht abwarten konnte, in den rollenden Zeitdieb zu steigen, aber da war niemand. Richtig. Berlin Hauptbahnhof. Bitte nicht einsteigen. Er verkniff sich weiter den Blick auf die Uhr, er würde den Triumph und den Genuss, die Situation überstanden zu haben, bis zur Rolltreppe aufschieben und so zu einem Hochgenuss steigern. Er würde im Erkennen der Situation per Rolltreppe entschweben und alle etwaigen Rechtfertigungsversuche der Bahn, welcher Art auch immer, würden ihn nicht mehr berühren können.

Jetzt war es soweit. Er war allein auf der Rolltreppe. Auf halber Höhe, den Niederungen des Ankunftsgleises fast schon enthoben, auf dem Weg in die nächste Etage, streckte er den rechten Arm und schüttelte ihn, so dass seine Uhr unter dem Mantel hervorrutschte. Er atmete langsam ein, bereitete sich auf das Schlimmste vor, öffnete die Augen und schaute auf seine Uhr.

Sie war stehen geblieben, vor einer halben Stunde, genau in dem Moment, als er beschlossen hatte, sich nicht mehr fertig machen zu lassen von der in kleinen Dosen verabreichten, stetig wachsenden Verspätung, sondern die Evaluation der Katastrophe auf das Ende der Fahrt zu schieben. Seine Uhr zeigte unverschämterweise zwei Minuten nach der ursprünglichen Ankunftszeit des Zuges. Das war zwar ärgerlich, aber nicht unbedingt schlimm. Er würde diese Uhr gleich morgen zur Reparatur bringen und einfach eine andere Uhr aus seiner Kollektion anlegen.

Schlimm war nur, dass alle anderen Uhren im Bahnhof exakt dieselbe Zeit anzeigten.



Männer baggern wie blöde

Text und Illustration von Stefan Berendes

In seiner gesamten, dreißigjährigen beruflichen Laufbahn hatte Haunhorst so etwas noch nicht gesehen.

Er hatte alles mitgemacht. Die ganzen kleinen Baustellen im Niemandsland zwischen zwei Landkreisen, von denen er genau wusste, dass sie nicht der technischen Instandhaltung der Straße geschuldet waren, sondern einem Machtspiel zwischen zwei Provinzpolitikern. Das Zurückschneiden von Bewuchs am Mittelstreifen bei weiterlaufendem Verkehr, wo eine einzige unbedachte Bewegung die Träume eines Mannes zerschmettern konnte (von seinem Rückgrat mal ganz abgesehen). Die Endlosprojekte von Juni bis März, die manchmal damit endeten, dass sie voll Scham die Löcher ganz einfach wieder zuschütteten, ohne irgendetwas getan zu haben. Haunhorst selbst hatte aufgrund eines Betriebsunfalls einmal die gesamten Weihnachtsfeiertage bis ins neue Jahr in einer zu tief ausgeschachteten Baugrube am Innsbürener Loch verbracht und bei diesem Zwischenfall zwei Zehen an die Kälte verloren.

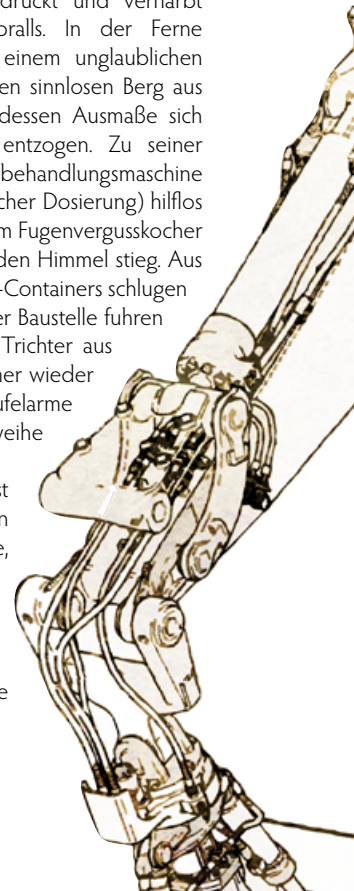
Doch dann war der Tag gekommen, am dem sich alles änderte: der Tag, an dem die Planung zum Ausbau der Umgehungsstraße begann. Haunhorst war von Anfang an im Planungsstab dabei gewesen, hatte mit viel zu schlaun Architekten und viel zu feigen Dezernenten um die endgültige Gestalt des Projektes gerungen. Am Ende hatte sich alles ausgezahlt. Er hatte die Pläne gesehen, lange bevor sie der Öffentlichkeit vorgestellt worden waren, und er konnte seine Gefühle bis heute nicht in Worte fassen. Vier Spuren, auf denen der Verkehr in Zukunft pfeilschnell aus dem Umland in die Stadt zischen würde (und natürlich umgekehrt). Zusätzliche Auf- und Abfahrten, vereint in einer modernen Überführungskonstruktion. Der Bau war

so feingliedrig und kristallin, wie es eine Struktur aus Sichtbeton und Bitumen nur sein konnte. Allein der Anblick des Modells hatte Haunhorsts getriebener Seele Labsal verschafft.

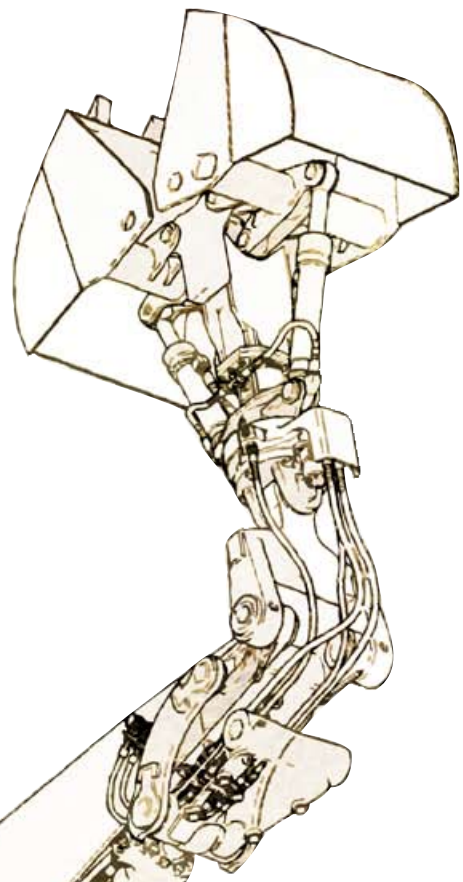
Und dann hatten die Bauarbeiten begonnen. Haunhorst und seine Truppe waren in sauberer Formation auf die Baustelle marschiert und hatten sofort diszipliniert mit der Arbeit begonnen. Schließlich ging es um das öffentliche Wohl. Schließlich waren Steuergelder im Spiel. Das stolz aufgepflanzte Schild am Rande der alten Umgehungsstraße verkündete: „Voraussichtliches Fertigstellungsdatum: 2011“. Und soweit es Haunhorst betraf, war das keine leere Absichtserklärung, sondern ein heiliges Versprechen.

Das alles ließ sich jedoch kaum mit dem Anblick vereinbaren, der sich ihm darbot, als er nun aus der Tür seines Bürocontainers trat:

Das Chaos war unbeschreiblich: In der Mitte der Baustelle lagen Muldenkipper und Knickdumper in unheiliger Umarmung vereint, das stolz orangefarbene Metall ihrer Oberflächen zerdrückt und vernarbt durch die Wucht des Aufpralls. In der Ferne hatten die Großbagger (mit einem unglaublichen Löffelvolumen von 3,5 m³) einen sinnlosen Berg aus Sand und Geröll aufgetürmt, dessen Ausmaße sich dem menschlichen Verstand entzogen. Zu seiner rechten lag die Oberflächenbehandlungsmaschine (mit Splitstreueung in volumetrischer Dosierung) hilflos auf der Seite, während aus ihrem Fugenvergusskocher ein zäher, schwarzer Qualm in den Himmel stieg. Aus den Fenstern des Planungsbüro-Containers schlugen schon Flammen. In der Mitte der Baustelle fuhren zwei Raupenbagger in einem Trichter aus Matsch und Bitumenresten immer wieder gegeneinander, die Schaufelarme ineinander verkeilt wie die Geweihe zweier Hirsche bei der Balz. In der Ferne hörte Haunhorst schon das Knirschen und Klirren der ersten Auffahrnfälle, als die Autofahrer auf der Umgehungsstraße ihre Aufmerksamkeit nicht (oder zu spät) von dem bizarren Schauspiel auf der Baustelle abwenden konnten.



Als der Wahnsinn Stunden später seinen Griff um die Baustelle lockerte, stand Haunhorst voll kochender Wut seiner Truppe gegenüber. Die Männer blinzelten scheu, als seien sie aus tiefem Schlaf erwacht. Mit gesenkten Köpfen standen sie vor ihm, die gelben Schutzhelme verlegen in den Händen. Sie hatten ihn



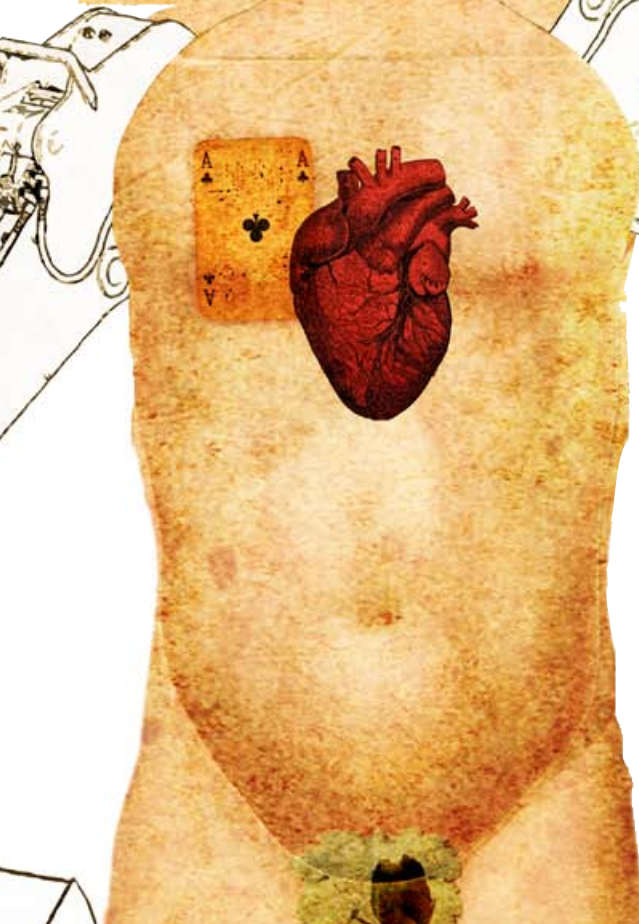
enttäuscht, das wussten sie. Das allein war ihnen Strafe genug.

Haunhorst musste sich konzentrieren, um von seiner Wut nicht übermannt zu werden. Die Baustelle: eine einzige Abraumhalde. Der voraussichtliche Fertigstellungstermin: in unerreichbare Ferne gerückt. Die Baupläne: im Chaos zum Raub der Flammen geworden. Allein die Baustelle wieder in den Ursprungszustand zurückzusetzen, würde Monate dauern. Und erst die Kosten!

Haunhorst blickte auf seine Männer und fühlte sich plötzlich unendlich müde. Er wollte sich eigentlich nur noch umdrehen und gehen, weg von dieser Katastrophe. Mit letzter Kraft und ohne irgendeine Emotion in der Stimme sprach er es dann doch noch aus, das schlimmste aller möglichen Urteile:

„Männer, ... Ihr, Ihr baggert wirklich wie blöde.“

Was zu beweisen war.



Männer bestechen durch ihr Geld und ihre Lässigkeit...

von Olker Maria Varnke | Illustration: Mia Hague

Männer bestechen durch ihr Geld und ihre Lässigkeit/ Männer können alles/ Männer bauen Raketen/

Katsche zu Guttenberg ist der Mann der Stunde. Er ist ein außerordentlich schneidiger und adretter Enddreißiger, der zweifelsohne auch unter jedem anderen Kanzler – beispielsweise in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts (siehe auch Frisur) – Karriere gemacht hätte. Er ist adelig und kann alles, er besticht durch Lässigkeit und womöglich durch Geld. Guttenberg baut Raketen. Er ist mit Stephanie, geborene Freifrau von Bismarck-Schönhausen, verheiratet, die trotz der Verwandtschaft zu Otto von Bismarck ausgesprochen gutaussehend ist. Der Verteidigungsminister ist damit die Verkörperung von Herbert Grönemeyers Lied ‚Männer‘, die Reinkarnation der achtziger Jahre, die Agglomeration von reich-lässiger, raketenbauender Alleskönnerei. Das ist absolut toll.

Peter Schmidt ist einen Meter dreiundsiebzig groß, schlaksig und von gebeugter Haltung. Schmidt lebt und arbeitet seit 1993 in Castrop-Rauxel. Der gebürtige Schweriner ist in einer Fleischwarenfabrik angestellt. Er ist damit zufrieden, auch wenn Fleischfabriken ein schlechtes Image haben. Leute sagen, 100.000 Tiere sterben täglich auf grausame Weise für nichts und wieder nichts in solchen Fleischfabriken. Peter Schmidt ist das egal. Er mag am liebsten die Frikadellen, an deren Herstellung er immer vormittags zwischen neun und zehn Uhr beteiligt ist. Das ist die ‚Bulettschicht‘, die gleich nach der ‚Bregenwurst-‘ und vor der ‚Mortadellaschicht‘ kommt. Jeden Tag darf Peter Schmidt wie jeder seiner Kollegen eine Tagesration nach der Arbeit mit nach Hause nehmen. Der Fleischergeselle wählt meistens fünf Frikadellen, die er mal allein, mal mit seinem besten Kumpel Schorsch, am liebsten aber vor dem Fernsehgerät bei einer Fußballpartieübertragung von Fortuna Düsseldorf verzehrt.

Schorsch und Peter haben sich im Saunaclub ‚Route 666‘ kennengelernt. Wann genau das war, weiß

Schmidt heute nicht mehr, nur dass es noch zu Kohls Kanzlerschaft gewesen sein muss. Schorsch war damals Türsteher und Peter Kunde im ‚Route 666‘. Einmal hatte Peter so viel Geld verprasst, dass er das letzte alkoholfreie Warsteiner nicht mehr bezahlen konnte. Darauf hat Schorsch ihn aus beruflicher Verpflichtung heraus in einen anfangs gewaltfreien Disput verwickelt. Nach einer halben Stunde lagen sich beide weinend in den Armen. Seitdem verbindet sie eine enge Freundschaft.

Peter Schmidt ist Single. 1989 während der Wende hat er seine Freundin Mandy verloren, die in den Wirren der Grenzöffnung an der Grenzübergangsstelle Helmstedt-Marienborn in den Westen verschwunden war. Mandy lebt seit 1990 in Hannover-Linden zusammen mit dem Gas-, Wasserinstallateur Bernd. Peter hat mit Ausnahme eines Briefes, dem ein Bild von Mandys junger Familie beigelegt war, nie wieder etwas von ihr gehört. Der Brief aus dem Frühjahr 1993 war der Auslöser für Peters Auszug in den goldenen Westen. Auch er wollte sein Glück versuchen, einen guten Job bekommen und eine Familie gründen – wie Mandy. Peter Schmidt ist nicht politisch. In seiner DDR-Zeit wurde ihm vermittelt, dass der Kapitalismus etwas Böses sei und die Menschen ausgebeutet würden. Er glaubt das nicht, denn dafür, dass er keine Frau bekommt, kann der Kapitalismus auch nichts. 1994 hat er zum letzten Mal an einer Bundestagswahl teilgenommen. Aus Verbundenheit und Optimismus hat er sein Kreuz dem Einheitskanzler Helmut Kohl gegeben. Sicher, wenn die Wende nicht gekommen wäre, wäre er zu diesem Zeitpunkt vielleicht noch mit Mandy zusammen gewesen. Aber er hätte auch nicht in den Westen gehen können. Heute denkt sich Peter Schmidt, dass er ohne Wende ein besseres Leben leben würde – an der Seite von Mandy.

Nach Mandys Abhandenkommen in der Wendezeit hatte Peter Schmidt eine viermonatige Affäre mit Kerstin aus dem Heidekrautweg gehabt und war später ein Jahr lang mit Doris zusammen, die zwei Etagen über ihm wohnt. Kerstin hatte sich, das muss alles Mitte der Neunziger gewesen sein, am Ende doch für ihren Freund und gegen Peter Schmidt entschieden, obwohl es eigentlich ganz gut lief. Sie mochten sich gern und auch der Geschlechtsverkehr war recht gut. Am Ende lag es wohl daran, dass Kerstins Freund Max die Sache spitz gekriegt und Peter übel einen mitgegeben

hatte. Warum das Ding mit Doris dann später in die Brüche gegangen ist, weiß Schmidt auch nicht so recht. Sie hatten ähnliche Interessen wie zum Beispiel Fußballschauen. Auch mochte Doris gern die Frikadellen, die Peter immer aus der Fleische mitgebacht hat. Sie ist zwar Anhängerin von Schalke 04, doch liefen die Auseinandersetzungen darüber meist glimpflich ab. Es muss an etwas Anderem gelegen haben. Das ist jetzt auch schon acht Jahre her. Wenn Peter Schmidt Doris J. Heinze heute im Treppenhaus trifft, sagen sie „hallo“ zueinander.

Als Kind wollte Schmidt einmal Raketeningenieur werden und am liebsten wie sein Idol Siegmund Jähn in

den Weltraum fliegen. Heute ist Peter Schmidt neununddreißig Jahre alt, so alt wie Karl-Theodor zu Guttenberg. Sonst verbindet die beiden nichts. Schmidt wohnt im Westen und ist Fleischergeselle. Er ist Single. Peter Schmidt ist weder reich noch lässig, er kann nicht alles. Er baut keine Raketen. In Castrop-Rauxel gibt es sehr viele Fans von Herbert Grönemeyer. Peter Schmidt mag die Lieder ‚Mensch‘ und ‚Land unter‘. Als er einmal, noch zu DDR-Zeiten, auf einer Fete das Lied ‚Männer‘ gehört hat, gefiel es ihm recht gut. Heute mag er es nicht mehr so gern.



Fig. 198. Die Selbstmassage des Unterleibs mit beiden Händen.

Männer sind einsame Streiter,...

von Penelope Proust

Sie war nicht immer nett zu ihm
Sie hat ihn auch mal angeschrien
Du Schuft, du Wicht, du mieses Schwein
dann haute sie ihm eine rein

Er hingegen blieb sehr leise
und regelte auf seine Weise,
was in ihm noch in Scherben klirrte
der Arme, Schwache, der Verwirrte
schloss sich in ihren Kleiderschrank,
wo er nur Frauenkleider fand

Er nahm die Röcke und die Jacken
und riss sie in ganz kleine Lappen
Mucksmäuschchenstill, ganz ohne Laut,
zerfetzte er dort seiner Braut
die güldenen, die roten Roben
und sie fing draußen an zu toben

Was tust du da, du mieses Schwein?
Ich hau dir gleich noch eine rein!

Er ignorierte und zerstörte
im dunklen Kerker und empörte
sich ganz in Ruhe vor sich hin
Er blieb noch wochenlang da drin
Und hockte hungrig auf den Hacken
Und auf dem Stoff von hundert Jacken

Er traute sich nicht durch die Tür
Er konnte da ja auch nix für
Die Dame ging, er war nicht heiter
Männer sind einsame Streiter

...müssen durch jede Wand, müssen immer weiter.

von Kalle Kalbhenn & Sebastian Bracke

Vier Wände sind noch keine Wand!



Die Lage einer Wohnung ist alles. Fragen Sie mal in Nachterstedt, beim Präsidenten der Malediven oder einfach meinen Chef.

Es widerspricht der Natur, ein kleiner Raum. Wenn man eine Straftat begeht und wenn man überführt wird und wenn man auch noch verurteilt wird, und wenn es auch noch eine schlimme Tat war, dann kommt man in einen kleinen Raum (Abstellraum).

Die Männer-WG ist derart mit Klischees behaftet, dass sich eine differenzierte Betrachtung von selbst verbietet. Die Liste ließe sich beliebig fortführen.

Egal, er wohnt ja erst seit August hier, da kann ja noch nicht alles eingerichtet sein – obwohl, eigentlich ist alles an Möbeln da, was man so für eine Drei-Zimmer-Küche-Bad-Wohnung braucht, es fehlen lediglich zwei Zimmer und die Küche.

Mein Chef ist jetzt freiwillig ins Gefängnis gegangen. Ich versuche gerade herauszufinden, warum. Er sieht gut aus, verdient viel Geld und hat jede Woche eine nette Frau. Aber jetzt ist er im Gefängnis, freiwillig.

Die Einraumwohnung ist seit dem Untergang des zweiten deutschen Staates fast ebenso in Vergessenheit geraten. Damit auch ihre Qualitäten. Wir haben keinen Test gemacht. Wir kennen niemanden, der in einer solch anachronistischen Bleibe lebt.

Wenn man beispielsweise Fischstäbchen braten würde, dann spritzt das Fett direkt aufs Kopfkissen.
Wenn man beispielsweise Kartoffelbrei machen würde, dann spritzt das Fett direkt aufs Kopfkissen.
Wenn man mit einer riesengroßen Wasserpistole Fett durch die ganze Wohnung spritzt, dann spritzt das Fett direkt aufs Kopfkissen.

Manchmal hört man von Leuten, die eine Zeit ins Kloster gehen: Einmal oder zweimal. Das habe ich auch schon überlegt, da hätte man seine Ruhe, und das Essen soll auch gut sein bei den Mönchen. Aber im Gefängnis:

Die Einraumwohnung besticht zunächst durch ihre Lage: „die ist nämlich topp“. Sonst besticht sie durch nichts. Auf den ersten Blick sieht Mann die Vorzüge einer alternativen Lebensform.

Zwei Schritte in den hellen Raum reichen, um das Mobiliar zu betrachten. Eins fällt auf: Hier ist mit viel Liebe zum Detail eingerichtet worden. Es passt kein Teil zum anderen. Tatsächlich kein einziges.

Ein gelungener Vergleich hinkt und wäre zuviel. In einer Zelle passt zumindest das spärliche Mobiliar zur räumlichen Enge.

Hier ist dafür die Wohnung mit Sofa ausgelegt.

Männer-Wohngemeinschaften sind praktisch. In ihnen stehen Geräte. Es ist genug Tomatenmark im Kühlschrank, der niemals abgetaut wird und nie das Bad putzt. Es gibt Räume, die nur für Müll sind. Einer der Mitbewohner schläft immer auswärts, sodass man selbst Gäste und/oder Müll oder Tomatenmark oder das Bad unterbringen kann. Und wenn man selbst auswärts schläft, ist jemand da, der nicht lüftet und nicht heizt. In Einraumwohnungen ist immer niemand da, der heizt - und der Kühlschrank.

Ich bin bei meinem Chef zum Essen eingeladen. Es gabe Reis.

Männer führen Kriege. Männer sind schon als Baby blau.

von Urs Ruben Kersten | Illustration: Mia Hague

Alles ist ruhig, ich fühle mich wohl. Es ist warm, ich genieße die Ruhe und die Dunkelheit. Da ist nichts, nichts, das mir etwas anhaben könnte. Doch plötzlich weicht die Ruhe dem Lärm, ich bewege mich auf ein Licht zu. Halt, nein! Ich möchte nicht in dieses Licht! Ich möchte zurück! Wärme weicht der Kälte, ich bin nackt und fast blind. Verzweifelt bäume ich mich auf, spanne mich an. Da, ein Schlag! Ich brülle aus Leibeskräften und versuche mich zu wehren.

- „Ruhig, ruhig“, sagt jemand. „Kein Grund durchzudrehen.“

Ich vertraue der Stimme, ich entspanne mich. Mein Schädel dröhnt, und mein Mund ist trocken. Mir ist elend. Ich blinzele, um meine Augen an das Licht zu gewöhnen. Nach einer Weile erkenne ich einen Mann, der sich über mich beugt. Ich befinde mich in einem kleinen Raum, voll medizinischer Geräte, die Wände zittern. Ein Krankenwagen.

„Wo...?“

- „Du bist in einem Krankenwagen.“

„Was...?“

- „Wie haben dich im Savoy aufgelesen, du lagst nackt auf der Damentoilette.“

Das erklärt einiges.

„Meine Sachen?“

- „Haben wir mitgenommen.“

Ich richte mich unter Schmerzen auf, ein Vibrieren in meinem Schädel. Die Rettungssanitäter sind freundlich,

helfen mir beim Ankleiden, setzen mich in meiner Straße ab. Auf eine Rechnung müsse ich mich dennoch gefasst machen, so ein Einsatz sei teuer. Ist klar. Ich gehe heim.



„Brüder, es zieht ein Geruch übers Land!“

Dröhnen innerhalb und außerhalb meines Kopfes. Die Straßenreinigung fängt früh an in dieser Gegend. Und das obwohl die Straßen hier ohnehin sauber sind. Oder sollte sich das über Nacht geändert haben? Durch mein Zutun vielleicht? Ein Hammer, eine Säge, eine Bohrmaschine. Und Laubsauger, viele Laubsauger. Stimmen über und unter mir. Ich sollte das Fenster schließen, doch dann erstickte ich. Ich sollte Ohropax benutzen, doch dann treiben Ohrgeräusche mich in den Wahnsinn. Ich werfe das Telefon in die Ecke, es hat mir nichts mehr mitzuteilen. Auch kein Fernsehen, auch keine Lektüre, alles ist fad. Vieles wird erzählt, doch ich höre nicht. Nur ein Dröhnen bleibt, das Dröhnen mag nicht verschwinden.



Warum verschanze ich mich in der Wohnung, in der Kneipe, in mir? Es gebe dort draußen vieles zu entdecken, sagen die Leute. Ich will nachsehen, ob sie Recht haben. Mal wieder. Ich stehe auf und gehe ins Ankleiderzimmer. Fertig angezogen blicke ich in den Spiegel, mein Bauch missfällt mir. Eine Drehung verheißt Gutes, offenbart aber nur Schlechtes. Finsteren Blickes gehe ich durch die Straßen.

- „Warum guckst du immer so grimmig?“

„Das ist eine Nebenerscheinung des Denkens, aber das kannst du nicht wissen.“

Dialog gescheitert.

- „Warum bist du immer so gemein zu mir?“

„Es geht nicht gegen dich, aber... Nun, eigentlich geht es doch gegen dich.“

Dialog gescheitert.

- „Du bist ein verklemmter, verbohrter...“

„Mit jemandem wie dir gebe ich mich gar nicht ab, du weißt ja nicht mal, was eine Vernakularsprache ist!“

- „...Vollidiot!“

Dialog gescheitert.



Später Abend. Disco.

„Ich kann eh nicht mehr bumsen, also muss ich mir deine Scheiße auch nicht anhören.“

Dialog gescheitert, vollkommen egal. Ich wende mich wieder dem Wesentlichen zu, der Theke. Das ist kein Spaß, es ist Krieg. Oder ist es doch nur Selbstmitleid? Es ist unerheblich, alle Vereinbarungen sind aufgelöst. Gegen die Regeln? Gegen das System? Nein. Immer nur innerhalb des Systems, für das System. Es gibt kein Entrinnen. Ich unterwerfe mich, halte die Regeln ein. Manche behaupten, im Krieg und in der Liebe gebe es keine Regeln. Das ist falsch, es existiert ein Reglement. Wer ihm nicht folgt, stirbt, wer ihm folgt, stirbt auch. Die Konsequenzen sind überschaubar.



„Ich lieb' dich nicht, du liebst mich nicht.“

Briefe. Einladungen, Ermahnungen und Drohungen. Nein, meine Suppe esse ich nicht, das könnt ihr

vergessen. Das Telefon in der Ecke, die Türklingel abgestellt. Hier kommt keiner rein. Und raus kommt auch keiner. Dröhnen und nochmals Dröhnen.



„Spielen wir heute Golf? Oder gehen wir zu Rolf?“

Gefangen in einer Welt der Einfältigen, ohne Genie. Gefangen im Körper eines Bauern, mit dem Intellekt eines Verwaltungsfachangestellten. In Mittelmäßigkeit zur Unzufriedenheit verdammt. Unfähig, auf Adjektive zu verzichten; unfähig, Befriedigung zu erlangen. Es schimmert das Design. Zurück in der Hölle. Schon wieder eine Delle im Tisch, schon wieder keinen Kaffee getrunken. Schon wieder nach Hause gegangen. Spät ins Bett, früh ins Bett, ins Bett. Ich erbreche Kunst, nur um Alliterationen zu vermeiden. Alles aufgekündigt, du bist der Idiot den man dich schimpft.



„Freu dich nicht zu früh auf den Sommer, Weihnachten ist gerade erst vorbei.“

John Wayne geht in einem Taucheranzug zur Oscarverleihung. Ich gehe in meinem Mantel auf einen Spaziergang an den See. Es dröhnt von der Straße her, auch hier gibt es keine Ruhe. Das Wasser jedoch liegt still da, Lichter am jenseitigen Ufer. Kein Mond steht am Himmel, nur Sterne. Eine Weile stehe ich da, frierend. Wie lange kann ein Mensch in diesem Wasser bestehen? Wenn er bis zur Mitte des Sees schwimmt, wie lange wird es dauern, bis er entkräftet hinabsinkt?

Kein Widerstand mehr, alle Vereinbarungen aufgelöst. Ich wende mich ab, meine Glieder schmerzen vor Kälte. Rasch nach Hause. Oder besser: in die Kneipe. Vielleicht ergibt sich ein gutes Gespräch.



Männer kriegen dünnes Haar

von Stefan Berendes | Illustration: Steffen Elbing

Ich führe ein Rückzugsgefecht. Seit Jahren schon. Der Gegner ist mein Hormonspiegel, das Schlachtfeld ist meine Kopfhaut, und unsere gemeinsame Maginot-Linie ist mein Haaransatz. Ich verliere das Ding. Es geht jetzt nur noch darum, mein Leben möglichst teuer zu verkaufen.

Alles begann zwischen Abitur und Beginn des Studiums mit etwas, was im Volksmund gerne verniedlichend „Geheimratsecken“ genannt wird. Das war anfangs noch kein großes Problem und ließ sich mit etwas engagierterem Kämmen schnell in den Griff kriegen. Über die Jahre aber wurden die Vorstöße meines Gegners vorwitziger und drängten den Schlachtverlauf, um mal im Bild zu bleiben, immer weiter in Richtung Hinterkopf.

Ich habe mich schon vor Jahren entschlossen, mit dem Problem offensiv umzugehen. Wann immer das Gespräch darauf kam, witzelte ich über meine Fast-Kahlheit. Das ging eine Weile gut, aber irgendwann begann ich zu registrieren, dass sich die Reaktion meiner Gesprächspartner langsam wandelte (von „Ach, nunhöraberauf! Da übertreibst Du aber!“ über Solidaritätsbekundungen und wissendes Nicken bis hin zu mitleidiger Stille).

Das Problem ist ganz einfach: Eine Stirnglatze, das passte ganz einfach nie in mein Selbstbild. Stringglätzen, das war immer was für dicke Mittfünfziger, die Manfred heißen. Leidvolle Erfahrung hat mich nun mittlerweile gelehrt, dass auch (zugegebenermaßen nicht ganz schlanke) Endzwanziger, die zum Beispiel Stefan heißen, nicht immun sind.

Also habe ich zurückgeschlagen, mit allen möglichen Shampoos zum Haaraufbau – oder doch zumindest zum verzögerten Haarabbau. Genützt hat das scheinbar alles nichts, jedenfalls ist mein Haar sicherlich

nicht mehr geworden. Aber noch schlimmer ist die Vorstellung, dass die ganzen Mittelchen sehr wohl geholfen haben und ich ohne sie jetzt schon aussehen würde wie der dickere Bruder von Humpty Dumpty.

Auch der Aufwand beim Kämmen wird natürlich immer abstruser und steht eigentlich schon jetzt in keinem Verhältnis mehr zum Ergebnis. Die einzige folgerichtige Entscheidung wäre: runter mit dem ganzen Dreck und selbstbewusst eine Vollglatze tragen. Am besten noch ein Tribal-Tattoo auf den Schädel, das wäre stark... Es schüttelt mich, dass ich das schreiben muss.



Immerhin bin ich nicht allein mit meinem Leid: Der Blick in jede größere Menschenansammlung verrät mir, dass bei vielen meiner Geschlechtsgenossen das Dach auch längst nicht mehr so dicht gedeckt ist wie noch ehemals. Und dass viele sich beim Kämmen mitunter noch mehr einfallen lassen müssen als ich.

So verkommt dann auch manches Wiedersehen mit alten Freunden zumindest in den ersten Minuten zu einem missgünstigen Vergleich des Haaransatzes, gegebenenfalls gefolgt von gegenseitigem Bemitleiden.

Freilich ist die Vielzahl an Leidensgenossen kein echter Trost – vielmehr macht sie einem deutlich, dass das endgültige Schicksal unausweichlich ist. Selbst die

Werbung – sicherlich nicht der Hauptverdächtige, wenn es darum geht, durchschnittlich attraktive Menschen ins Fernsehen zu bringen (von Vorher-/Nachher-Vergleichen mal abgesehen) – hat sich mittlerweile bewegt und präsentiert in allen möglichen Werbespots werdende Glatzköpfe. Wenn aber die Werbewirtschaft sich schon an eine Gruppe ranschmeißt, dann ist das ein untrügliches Zeichen dafür, dass es auch einen entsprechenden Markt gibt – und sei es nur für die zahlreichen Koffeinsampoos und Tinkturen, die sich Menschen wie ich dann Tag für Tag aufs Haupt träufeln, um das Unausweichliche noch einige wenige Jahre hinauszuzögern.

Es ist zum Heulen.



Männer sind auch Menschen...

von Jennifer Neufend | Illustration: Steffen Elbing

Männer sind auch Menschen! Männer sind etwas sonderbar! Sind Männer etwas sonderbar?

„You ´re the good things, yeah that ´s you, yeah that ´s you, yeah!“

„My home is nowhere without you“

„You took my hand in yours“

„Why does this ever have to end? You are my lover, you are my best friend“

„Everything I always wanted is right there - but soon it won´t be“

„Only love can break your heart“

„If you wanna be loved you gotta love me, too“

„I know that it is freezing but I think we have to walk“



„I tried to laugh about it, hiding the tears in my eyes“



„Love, love will tear us apart again“

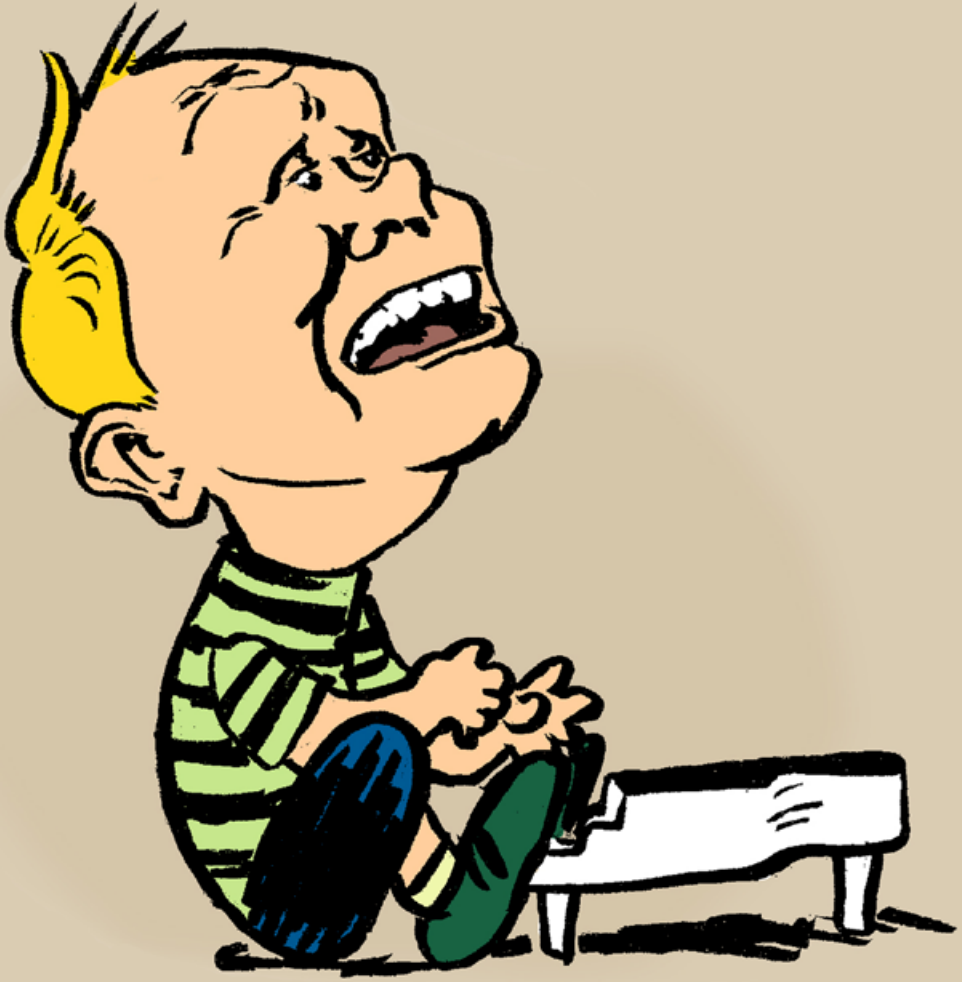
„You can´t own me and I don´t think you ever could“

Männer haben ´s schwer, nehmen ´s leicht.

Nehmen ´s leicht?



Danke an: Modest Mouse, Herman Dune, Motorpsycho, The Lemonheads, The Editors, Neil Young, Elvis Presley, Bright Eyes, The Cure, Joy Division, Motorpsycho (in der Reihenfolge der Erwähnung).



LOST & BROKEN

von Steffen Elbing



Donnerstag,
15. April 2010
20.00 Uhr



Jasper

„NEIDLOS LIVE 2010“

Eintritt: VVK 13, 10 AK 16,- / ermäßigt 14,-
(mit Festival Ticket PopSalon nur 8,- €)

LAGERHALLE OSNABRÜCK
Kultur & Kommunikation e.V.

Rolandsmauer 26 · 49074 Osnabrück · fon 0541-33874-0
www.lagerhalle-osnabrueck.de

Was ist eigentlich, wenn ich im Studijob mal krank bin?!

Und was muss ich beachten, wenn ich ein Praktikum machen möchte?

Für jobbende Studierende gibt's bei uns
kostenlos Tipps, Beratung und Infos zu

- ▶ Kranken- und Rentenversicherung
- ▶ Minijob, Studijob, Honorarjob
- ▶ Praktika
- ▶ Arbeitsvertrag, Lohn, Urlaub, Befristung, Kündigung
- ▶ Steuern

Unsere Sprechzeiten
findest du hier:

www.hib-os.de

Du erreichst uns unter:

hib.osnabrueck@dgb.de

Hochschulinformationsbüro der Osnabrücker Gewerkschaften, August-Bebel-Platz 1, 49074 Osnabrück

hib
Osnabrück

Liebe

von Tobias Nehren | Illustration: Stefan Berendes

Wenn Wörter eine Gewerkschaft hätten, dann müssten alle Wörter schon längst gestreikt haben. Sie müssten sich solidarisch erklären mit ihrem Kollegen Liebe.

Durch Burn-Out ausgelutscht liegt es in der Ecke und kann nicht mehr.

Ich wollte es mal benutzen, aber es ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Es konnte nicht mehr ausdrücken, was ich meinte. Ausgedrückt vermittelte es nichts mehr von diesem überschäumenden Gefühl, das ich mit ihr teilen wollte.

So beschließe ich nun, dem Wort Liebe letzte Hilfe zu leisten, ihm in seinem Koma von sich selbst zu erzählen und ihm wieder Bedeutung zu implantieren. Ich kann versuchen, ihm Brücken aus Worten zu bauen, die diesen fünf Buchstaben den Weg zu seiner Bedeutung weisen.

Diese „Operation“ ist sicher nicht ohne Risiko: Scheitere ich, stehe ich wie so viele stümperhafte Schwätzer vor mir da. Werde dann damit leben müssen, drumherum zu schreiben, um zu umschreiben, was ich meine.

Was dort unter einer Eselsbrücke liegt, von Carpendales und Silbereisens als Reim auf Triebe, Hiebe gemartert wird, das vermochte einst Emotionen auszuschütten.

Denn wenn Liebe knusprig wäre, dann würde ein Biss hinein jeden schwedischen Knäckebrotfabrikanten vor

Scham im Boden versinken lassen.

Wenn Liebe satt machte, dann würde eine Messerspitze dafür sorgen, dass ein ganzes Battalion amerikanischer Marines nach einem 30-Kilometer-Marsch sich noch irgendwie rühren könnte.

Wenn Liebe eine Torte wäre, dann würden sich alle 35 Kandidatinnen von *Germany's Heidis Next Top Model* das Zeug mit dem Esslöffel reinfahren, ohne einen Gedanken an die 7000 Stunden auf dem Crosstrainer zu verschwenden, die sie zum „Abarbeiten“ der Kalorien leisten müssen.

Wenn man Liebe rauchen könnte, würde Helmut Schmidt seinen Zigarettenkonsum verdoppeln und das Schlafen drangeben, um noch mehr Rauch zu nehmen, sich im Rausch zu lähmen.

Und wenn Liebe ein Wollknäuel wäre, dann könnten sich 1000 Knoten einer Schnur manchmal in Sekunden lösen, und manchmal hätten 5cm Schnur 1000 unlösbare Knoten.

Wenn Liebe einen eigenen Körper hätte, dann wäre sie kein Riese! Sie wäre unsagbar klein und würde in jeder Ecke des Gehirns sitzen und dabei wunderbaren Krach machen.

Wenn Liebe weh täte, dann wäre das so, als wenn sie einem ständig von innen mit dem Hammer auf den Zahnschmelz haute, einem dabei gleichzeitig von drinnen die Zunge lähmte und mit dem Fuß auf den Magen schlug.

Wenn Liebe eine Zeit hätte, dann müsste sie ständig hetzen, um an vielen Orten gleichzeitig zu sein und trüge dennoch stets gelassen das Lächeln des Dalai Lama im Koma.

Wenn Liebe etwas mit Intelligenz zu schaffen hätte, dann könnte sie die Dümmden Nobelpreise einheimen lassen, und Genies würden verzweifeln, weil sie nicht verstünden, wie aus Pulver Kaffee wird.

Aber wenn Liebe überall wäre, dann wäre nirgends Scheiße und niemand könnte Scheiße von Liebe trennen, wäre dann Liebe nicht auch Scheiße?

Wenn Liebe alles wäre, dann müsste alles Liebe sein,
niemand wäre je allein, und jeder wäre stets zum Glück
verpflichtet.

Aber da zum Glück nicht alles Liebe ist,
müssen wir nicht stets und immer glücklich sein.
Und da Liebe nicht alles ist,
bitte ich, auch mal die Liebe für sich ruhen zu lassen.



Wie ein Laufband rollt die Straße unter ihm hindurch. Das Vorderrad schluckt weiße Streifen - das Einzige, was sein Scheinwerferlicht seit langem reflektiert. Der Waldrand verwischt zu einem dunklen Brei.

Um seinen Kopf das Rauschen der Geschwindigkeit. Kleine Insekten klatschen immer wieder in sein Gesicht und auf die Schutzbrille. Er will endlich ankommen. Unvermittelt blinkt ein Licht aus dem Dunkel vor ihm. Er schreckt auf, sein Motorrad schlingert, strahlt einen Augenblick in den Wald hinein, dann fängt er sich und gewinnt die Kontrolle über die Maschine zurück. Er bremst und wirft einen Fuß auf den Asphalt. In seiner Brust dröhnt das Herz, Adern an den Schläfen drücken gegen den Helm. Das Licht blinkt ruhig aus der Dunkelheit. Er fährt langsam darauf zu. Links und rechts von ihm kehrt der Wald zurück. Der Motor rattert in der Stille.

Ein Mensch entsteht im Scheinwerferlicht. Ein Schwarzer. Die langen Arme hält er über den Kopf, das Kinn hat er vorgeschoben, eine Handfläche ihm entgegen gerichtet, in der anderen seine Lampe. Durch die dreckigen Brillengläser sieht er die weißen Augen mit der Pupille in der Mitte, die pechschwarze Haut. Ein ausdrucksloses Gesicht. Es wirkt alt, trotz der wenigen Falten. Er selbst ist weiß, Leberflecken und zermatschte Insekten kleben auf den Wangen, auf der Stirn. Die Schutzbrille ist fest auf die Augen gedrückt. Sein Herzschlag wird ruhiger.

Der Schwarze ruft etwas über den Motorenlärm hinweg. Es bleibt unverständlich, auch als der Motor abgestellt ist. Dann zeigt er auf ein Papier in seiner Hand und hält es ihm hin. Ein Pass. Das Gesicht auf dem Foto kennt er. In irgendeiner Herberge hat er es schon gesehen, es lächelt ihn an, ein alter Pass. Der Schwarze drückt seinen Finger auf das Gesicht und sagt laut: „Help, help him!“ Er zieht an seinem Ärmel und deutet auf eine Öffnung zwischen den Bäumen am Straßenrand.

Den Helm hängt er an den Lenker, zerrt die Brille herunter und wischt sich mit einem Taschentuch Schweiß und Dreck aus seinem Gesicht. Sie schauen sich an.

Kaum ein Weg, eher eine Spur schlängelt sich in den Wald. Starres Gestrüpp streift an seinem Körper entlang. Nasse Blätter funkeln kurz auf, wenn der Strahl der Lampe sie trifft, über ihnen kein Nachthimmel, sondern Baumkronen, die gierig nach Platz drängen. Die schwere, wässrige Luft drückt jegliches Geräusch nieder. Nach wenigen Minuten ist er durchnäßt, seine Hosen scheuern zwischen den Schenkeln. Der schwarze Rücken vor ihm scheint ihn vergessen zu haben, so zügig tritt er voran. Umkehren kann er nicht mehr - hinter ihm ist nur ein schwarzes Loch, als hätte es einen Weg nie gegeben.

Etliche Zweige mit dicken Blättern klatschen aus dem Schwarz heraus in sein Gesicht. Seine Wangen brennen. Er darf aber den weißen Schein der Lampe nicht verlieren. Dieses Irrlicht. Er jagt ihm hinterher. Zwischendurch verschwindet es, dann ruft er in die Finsternis hinein nach seinem Führer, bis dieser vor ihm auftaucht, die Lampe in sein Gesicht gerichtet. Wenn die Blendung nachlässt, und das bunte Schimmern vor seinen Augen dem Schwarz des Waldes weicht, ist der Alte schon wieder weit vor ihm, als müsse er die Unterbrechung wettmachen. Ihm hinterher hetzt er los, spürt kaum, wie ihm das Gestrüpp ins Gesicht drischt. Irgendwann wird das Unterholz lichter. Der Boden fällt ab, sie laufen in ein Tal.

Schnaufend holt er den Schwarzen ein, der stehen geblieben ist. Er lässt sich auf die Erde sinken, atmet tief, während sein Kinn auf der Brust liegt. Eine Minute verstreicht und nichts geschieht. Etwas ausgeruht hebt er den Kopf und schaut sich um: hohe Bäume, der Himmel, eine Art Lichtung, Gräser oder Farne. Sein Begleiter steht neben ihm und starrt vor sich auf den Boden.

Die Luft steht milchig zwischen den Bäumen. Als die Wolken sekundenlang aufbrechen, erscheinen die glänzenden Konturen von etlichen Personen, regungslos an Baumstämmen gelehnt oder auf dem Boden hockend. Er zuckt zusammen, ruft dem Schwarzen etwas zu, aber es kommt keine Reaktion. Da beugt er sich vor und zupft an seiner Hose, gibt ihm einen Klaps auf die Wade. Der Schwarze dreht sich zu ihm um. Die Taschenlampe klickt und neben ihm leuchtet die weiße Haut eines Toten auf. Einen Augenblick rührt er sich gar nicht, er scheint gelähmt, als wüßte sein Körper

nicht, was er tun sollte, dann springt er auf, fällt wieder hin, strampelt im Krebsgang gegen einen Baum, sackt zusammen, übergibt sich zur Seite.

Die anderen Schwarzen kommen näher, um einen Blick auf den zitternden Weißen zu werfen. Eine Hand legt sich auf seine Stirn. Die Schwarzen hocken neben ihm, sprechen leise Sätze, die er nicht verstehen kann. Ohnmächtig wird er nicht. Sie warten darauf, dass er zur Ruhe kommt, aber er bleibt noch lange nicht ansprechbar. Es versucht auch keiner, ihn anzusprechen. Später schleppen sie ihn zu ihren Hütten. Seine Arme hat einer über die Schultern gelegt, um ihn aufrecht zu halten. Auf diese Weise gehalten, stolpert er voran. Den Toten nehmen sie an Händen und Füßen. Vor der ersten Hütte werfen sie ihn ab. Eine Frau tritt heraus und deckt ihn mit Zweigen zu. Ihn ziehen sie weiter zwischen den wenigen Hütten hindurch, um dann mit ihm in einer größeren zu verschwinden.

Auf eine Matte gelegt, überkommt ihn schnell ein hektischer, ungesunder Schlaf. Zeit vergeht und er kommt wieder zu sich. Das Geräusch des Atmens der vielen Schlafenden hat ihn geweckt. Ein anderes Atmen als in den 16-Bett Zimmern der Hostels - rhythmischer und ruhiger, gedämpft von der schweren Luft, von der Wärme. Er öffnet die Augen - es ist dunkel. Schweißtropfen kitzeln, wenn sie an seinen Rippen die Seite hinunter laufen. In seinem Nabel eine Pflüze. Er fährt mit den Händen die klitschige Haut entlang, den Schweiß abstreifend. Das macht ihn durstig. Er lauscht den Tiereschreien, dem Ein und Ausatmen, aufklatschenden Wassertropfen, die in dieser Luft, in diesem Urwald zu einer nicht gekannten Stille verwachsen. Stunden später erwacht er erneut.

Seine Augen sind verquollen. Die Schwarzen lächeln ihm zu. Er lächelt zurück und verlässt die Hütte. Die Nebelschwaden haben sich nicht bewegt, fangen ihn gleich ein. Um zu pinkeln, geht er an den Waldrand. Die Dunkelheit schaut zu, wie er steht und pisst. Mit der Linken reibt er sich die Augen, gähnt in seinen Handteller. Dann bemerkt er die Finsternis weiter hinten im Wald, zwischen den Baumstämmen. Das weiße, feuchte Gesicht drängt sich ihm wieder auf. Er schüttelt ab, dreht sich weg vom Wald, rennt zurück in Richtung der Hütten. Doch auch der Nebel zeigt ihm die blasse Haut.

Als er durch die Tür springt, schrecken die Schwarzen auf. Keuchend steht er vor ihnen, sein Gesicht jetzt klamm und bleich. Einer zieht ihn an der Hand runter zu sich auf den Boden. Er trinkt Wasser aus einer Flasche, die sie ihm hinhalten, nimmt das Essen, was sie vor ihn stellen, trinkt auch von ihrem Schnaps. Dann ist er allein, die anderen draußen beschäftigt.

Er kriecht zu seiner Matte. Auf dem Rücken liegend

starrt er in der Raum. Die Geräusche von draußen gehen auf in einem stillen Rauschen, wie ein surrender Kühlschrank. Schweiß rollt seinen Hals entlang. Ein Dämmer Schlaf beginnt. Mehrmals fährt er plötzlich hoch, nur um wieder zusammenzufallen. Der Alte kommt durch die Tür, geht auf ihn zu und hockt sich zu ihm. Er schaut zu, wie er im Schlaf zuckt, wie seine Augen hin und her springen. Dann packt er seine Schulter und schüttelt ihn, ruft: „Come, come!“ bevor er überhaupt zu sich kommen kann. Der Alte, schon an der Tür, winkt ihm zu. Er beeilt sich aufzustehen, ihm hinterherzukommen. Vor der Hütte warten sie, bereit los zu machen. Zwei halten eine Art Karren, in dem der Tote in einem weißen Sack gesteckt liegt.

Es geht zurück. Der Alte legt ihm den Arm um die Schulter und drückt ihn vorwärts. Bis sie in einen trüben, trabenden Gang fallen. Stumm verschwinden sie zwischen den Bäumen. Der Weg ist breiter, benutzter, keine Äste schlagen in sein Gesicht, kein Irrlicht, dem er hinterher jagt. Ruhig rollt vor ihm der weiße Sack auf dem Karren, gefüllt mit dem schweren Körper.

Sie sind schnell an der Straße angekommen, die sie noch zwei Kurven lang verfolgen, da erkennt er schon sein Motorrad, den am Lenker baumelnden Helm, auch die Öffnung im Wald. Der Karren wird an der Hinterachse befestigt. Neben dem Schwarzen stehend beobachtet er, wie der Sack festgezurret wird. Dann dreht sich der Schwarze zu ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter und schiebt ihn vorwärts, hin zu seinem Motorrad. „Thank you“ sagt er, winkt, als der Motor anspringt.

Er dreht auf, wartet auf den Fahrtwind, der vielleicht kühlen wird, aber die Maschine ist langsamer mit dem Gewicht der Leichte im Hänger. Tränen rollen aus den Augenwinkeln. Kurz darauf, bergab, beschleunigt sie doch, und der Wald um ihn verschwimmt zu braunem Brei, in seinen Ohren nur noch das Rauschen der Geschwindigkeit.



Tagestour

Text und Illustration von Stefan Berendes

Es hatte schon drei Wochen lang Hunde und Katzen geregnet. Dann zwei Wochen lang Kröten. Und als die Wetterlage in Woche sechs dann schließlich in Richtung Blut umschlug, wurde uns klar, dass die Sache ernst war.

Nachdem wir uns schon drei Abende lang bei Ecki am Tresen mehr oder weniger ergebnislos die Köpfe heißdiskutiert hatten, was nun genau zu tun sei, brachte der vierte Termin schließlich den Durchbruch. Wir waren - wie immer - fast die letzten Gäste in der Seeklause, nur Susi von der Altautoverwertung die Straße runter drehte sich auf der Tanzfläche ganz versunken zu den Klängen von Jefferson Airplanes „White Rabbit“, während Kowalski sie stumm anschmactete.

Ecki und ich hatten derweil das weitere Vorgehen beratschlagt und waren zu dem Schluss gekommen, dass wohl alles auf das Ende der Welt hinauslief. Dieses Fazit vermochte nun auch Kowalski von seinen Wachträumen loszuziehen: „Das Ende der Welt?“, hauchte er fast tonlos und sah uns ungläubig an: „Seid ihr euch ganz sicher?“ „Hilft ja alles nichts, Männer“, meinte Ecki lakonisch, „wir wussten ja alle, dass das irgendwann mal dran ist.“ Aber trotz seiner demonstrativen Geschäftsmäßigkeit konnte ich sehen, wie er nervös am Zapfhahn herumnestelte. „Das Ende der Welt...“, brummte Kowalski nachdenklich, „also morgen oder wann?“ Ich nickte. Wenn es denn schon sein musste, war morgen schätzungsweise ein ebensoguter Termin wie jeder andere. Kowalski straffte sich, als habe er eine wichtige Entscheidung getroffen. „Also morgen“, wiederholte er sich, „ich bringe dann Bier mit.“ Er stand auf. Wir nickten uns zum Abschied zu. An der Tür drehte sich Kowalski noch einmal um und schaute Susi an, die immer noch ganz in ihre Ausdruckstanzperformance versunken war. Dann ging er.

Früh am nächsten Morgen stiegen wir zu dritt in den Überlandbus, denn der Ascona von Kowalskis Mutter war in der Werkstatt. Ecki hatte eine Jutetasche mit Tupperdosen dabei, ich selbst hatte ein Stange *Ernte 23* unter den Arm geklemmt, und Kowalski hatte die Getränke in einem abgewetzten Kinderrucksack mit Diddlmäusen darauf untergebracht. Wir waren also auf alle Eventualitäten vorbereitet.

Beim Bootsverleih hatten wir uns für den Tag freigenommen. Angesichts der Umstände war das kein besonderes Problem gewesen. Es war auch sowieso nicht allzuviel los.

Während der Fahrt sprachen wir kaum. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Der Weltuntergang war schließlich keine alltägliche Angelegenheit, das war uns alles klar. Da war im Grunde jedes Wort zuviel.

Ich blickte aus dem Fenster und sah die Vorstadt vorbeiziehen. Bald lagen die letzten Gebäude hinter uns, und der Bus fuhr durch die Felder des Landkreises. Der Regen hatte aufgehört. Wenigstens das.

Nach etwa einer Dreiviertelstunde stiegen wir aus. Ab der Haltestelle war der Weg ausgeschildert. Während des Weges rauchten wir, aber wir sprachen weiterhin nur das Nötigste. Keiner wollte derjenige sein, der das Schweigen brach. Wir liefen den letzten Hügel hinauf. Auf halber Höhe mussten wir auf Kowalski warten, dem der Aufstieg mehr zu schaffen machte als uns. Dann ging es weiter. Wir hatten keine Eile.

Als wir oben angekommen waren, sahen wir das Ende der Welt. Wir waren sprachlos. Es war unbeschreiblich.

Einen Moment lang sagte keiner etwas. Dann war Ecki der Erste: „Donnerwetter!“, entfuhr es ihm. Kowalski stimmte, wie immer mit Sinn für das Volkstümliche, mit einem gedehnten „Leck' mich am Arsch!“ zu. Mehr gab es im Grunde auch nicht zu sagen.

Wir setzten uns an einen der aufgestellten Picknicktische in der Nähe. Ecki hatte Frikadellen und hartgekochte Eier aus der Küche der Seeklause mitgebracht, und Kowalski stellte uns dazu große Bierdosen hin, die er aus seinem Kinderrucksack zutage förderte. Das Bier war vor eineinhalb Jahren abgelaufen, aber darauf kam es jetzt auch nicht mehr an.

Nach dem Essen rauchten wir und starrten weiter auf das Ende der Welt. Lange schwiegen wir.

Dieses Mal war Kowalski der erste, der sprach: „Also, so auf Dauer verliert es etwas. Ich meine, wenn erst mal das Neue weg ist.“ Ich zuckte die Achseln. „Ich hatte irgendwie mehr Gelb erwartet, aber gemessen daran, was das Thema hergibt, haben sie schon das Maximum rausgeholt, finde ich.“ „Naja,“ meinte Ecki kritisch, „aber so jeden Tag müsste ich das nicht haben.“

Wir rauchten noch Eine.

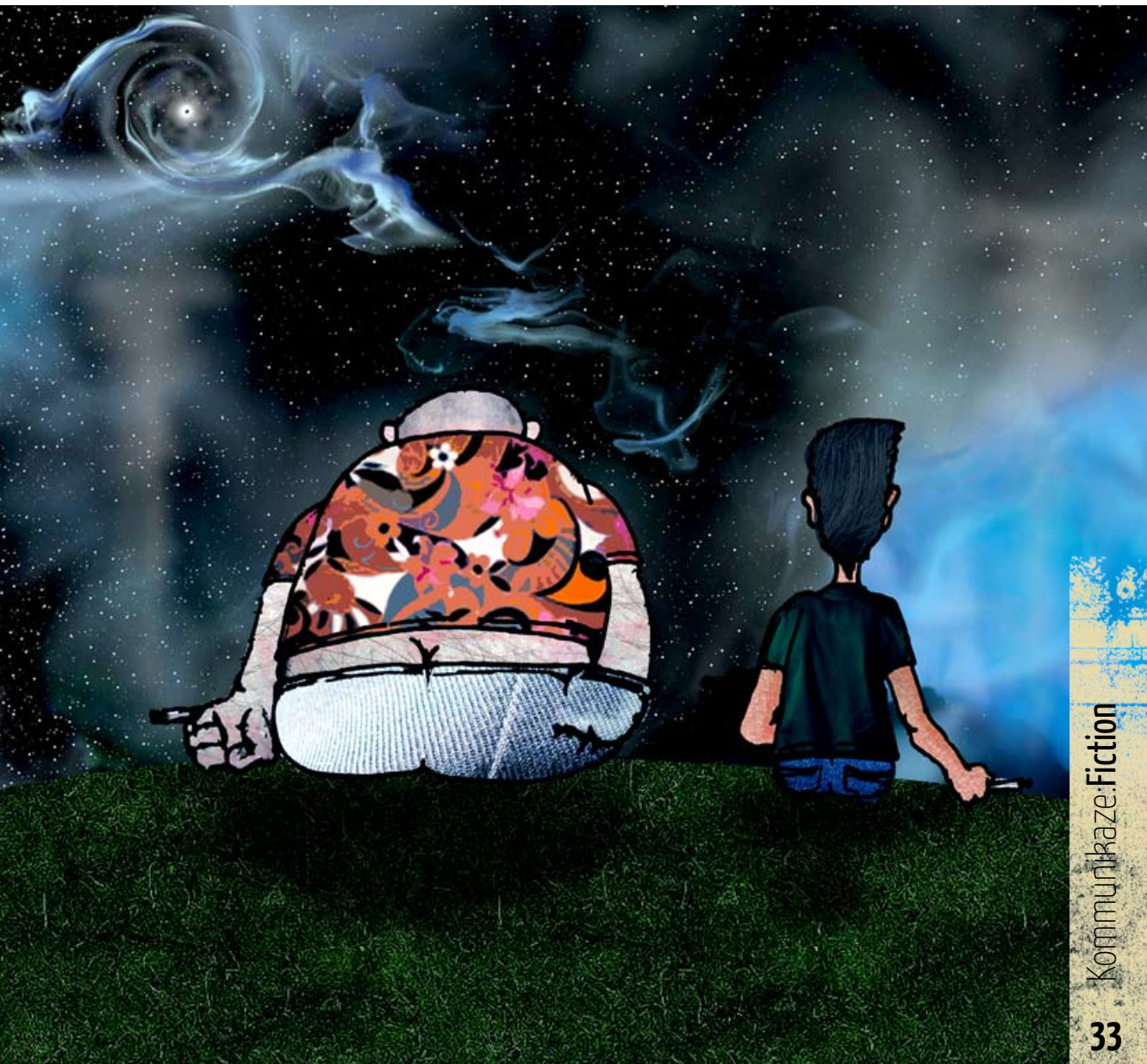
Bevor wir gingen, schrieb ich noch einen Abschiedsgruß in das ausliegende Gästebuch:
„Wir waren hier, und das Bier war abgelaufen. Aber

ansonsten hat es uns ganz gut gefallen.“ Darunter unsere Namen.

Kowalski fummelte umständlich eine 20 Cent-Münze in einen Automaten für Gedenkplaketten, die man an seinem Wanderstock befestigen konnte. „Aber Du hast doch gar keinen Stock!“, meinte Ecki. Kowalski blinzelte versonnen. „Aber es ist wichtig, dass man etwas hat, um sich zu erinnern,“ meinte er bedächtig.

Wir nahmen den nächsten Bus nach Hause. Kowalski schlief sofort ein und sabberte auf Eckis Lederweste.

So hatten wir uns das Ende der Welt beim besten Willen nicht vorgestellt.



DIE LETZTE SEITE



**bald endlich im
Handel erhältlich!**

LETZTE WORTE:

Wie immer ein bisschen verspätet ist sie zugegeben schon, die aktuelle Kommunikaze. Zum Ausgleich hat unser Team jedoch keinerlei Mühen gescheut, um aus möglichst vielen Richtungen detailliert zu beleuchten, was es im beginnenden Jahr 2010 bedeutet, ein Mann zu sein. Doch konnten wir sicherlich nicht jede mögliche Facette dieses umstrittenen Themas erfassen. Wer also seine Art von Männlichkeit in dieser Ausgabe nur unzureichend gewürdigt sieht, der ist herzlich eingeladen, sich eine der übriggebliebenen „Männer“-Textzeilen zu schnappen und uns seinen (oder ihren) jeweiligen Beitrag zukommen zu lassen. Die Resultate veröffentlichen wir natürlich auf www.kommunikaze.de – ist doch Ehrensache!

Und was ist eigentlich mit den Damen der Schöpfung? Brauchen wir nun auch die passende Kommunikaze-Ausgabe zum Thema Frauen? Wir freuen uns auf Feedback und Anregungen per Mail oder Gästebuch!

Wir sind ja nun wirklich keine Freunde großer Worte, aber kurz erwähnt werden sollte es dennoch: Mit dieser Ausgabe ist **Kommunikaze** ganze sieben Jahre alt geworden! Glückwünsche und Blumengrüße richtet Ihr am besten wie immer an die Redaktionsadresse. Als Geburtstagsgeschenk an unsere Leser gibt es nicht nur auch 2010 regelmäßig eine frische Dosis facts & fiction, sondern auch in Bälde eine überarbeitete Homepage. Hurra!

Und wenn wir schon gerade so festlich gestimmt sind, dann möchten wir die Gelegenheit nutzen, uns sehr herzlich beim **Studentenwerk Osnabrück** zu bedanken, dass unser Projekt seit Jahren in vielfacher Weise unterstützt und auch ganz konkret mit einem Druckkostenzuschuss am Entstehen dieser Ausgabe mitgewirkt hat. Danke!

**Kommunikaze 36 erscheint voraussichtlich Mitte April 2010
Redaktions- und Anzeigenschluss ist der 21. März 2010**

IMPRESSUM

Kommunikaze
Zeitschrift für facts & fiction

REDAKTION:

Jan Paulin
Darren Grundorf
Stefan Berendes (ViSdP)
Anna Groß
Kalle Kalbhenn
Olker Maria Varnke
Tobias Nehren
Penelope Proust
Steffen Elbing
Finn Kirchner
Judith Kantner
Jörg Ehmsberger

GASTAUTOREN:

Sebastian Bracke
Jennifer Neufend
Lorenz Just

FINANZEN:

Volker Arnke

LAYOUT/SATZ/GRAFIK:

Stefan Berendes

BILDQUELLEN:

www.photocase.com
www.wissenschaft-online.de

COVER:

Stefan Berendes

ILLUSTRATIONEN:

Christian Reinken
Steffen Elbing
Mia Hague
Stefan Berendes

LEKTORAT:

Volker Arnke
Dorothee Schnackenberg
Stefan Berendes

DRUCK:

Druckerei Klein, Osnabrück
Tel. 0541/596956

AUFLAGE:

1.100 Exemplare

REDAKTIONSANSCHRIFT:

c/o AStA der Universität OS
Alte Münze 12
49074 Osnabrück
info@kommunikaze.de
www.kommunikaze.de

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der gesamten Redaktion wieder. Falls in dieser Ausgabe unzutreffende Informationen publiziert werden, kommt Haftung nur bei grober Fahrlässigkeit in Betracht.

Stark für das Leben!

Wir helfen mit Kompetenz und Charakter.

Buchhandlung zur Heide

abcdefghijklmnopqr
stuvwxyzurheide

Osterberger Reihe 2-8 / Osnabrück / Telefon 0541 - 350 88-0

www.buch-zur-heide.de

SEINE VERWANDSCHAFT KANN MAN SICH NICHT AUSSUCHEN...



Kommunikaze ist seit 2003 das erste Haus am Platz für facts & fiction und zum Veröffentlichen von Selbstgeschriebem. Kommunikaze gibt es als Buch zu kaufen, live bei Lesungen zu hören und zu sehen, im Internet und alle drei Monate kostenlos zum Mitnehmen auf den Mensatischen.

Kommunikaze fragt nach.

Schonungslos.

Investigativ.

Möglicherweise ganz gut.



SEINE LIEBLINGSZEITSCHRIFT SCHON!

WWW.KOMMUNIKAZE.DE

LESEN, SCHREIBEN, ZUHÖREN, FAN WERDEN

